

Stefan Hertmans
Krieg und Terpentin

ROMAN

Aus dem Niederländischen
von Ira Wilhelm

Diogenes

Titel der 2013 bei De Bezige Bij, Amsterdam,
erschienenen niederländischen Originalausgabe:
›Oorlog en terpentijn‹
Die deutsche Erstausgabe
erschien 2014 bei Hanser Berlin unter
dem Titel ›Der Himmel meines Großvaters‹
Copyright © Hanser Berlin im
Carl Hanser Verlag, München
Lizenzausgabe mit freundlicher Genehmigung
Die Übersetzung dieses Buches
wurde gefördert vom flämischen Literaturfonds
Covermotiv: Gemälde von Félix Vallotton, ›Landschaft‹, 1902
Copyright © Félix Vallotton / akg-images / Maurice Babey

Veröffentlicht als Diogenes Taschenbuch, 2018
Alle Rechte an dieser Ausgabe vorbehalten
Copyright © 2018
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
60/18/852/1
ISBN 978 3 257 24431 1

Für meinen Vater

Kaum einer kann sich heute noch vorstellen, wie verlassen die Landschaft von Boortmeerbeek war, durch die ich mit meinen acht neuen Kameraden aus dem 3. Bataillon des 2. Linienregiments marschierte. Wir hatten zwei berittene Polizeibeamte als Führer bei uns, die jedoch innerhalb von anderthalb Kilometern ausfielen: Der eine verkündete grinsend, er habe sich gerade den Fuß verstaucht, während der andere unverhohlen seine Furcht gestand: Ein Reiter sei ein so viel leichteres Ziel als ein Infanterist. Ich sparte mir meine Worte und gab ihnen zu verstehen, dass sie tun könnten, was sie wollten. Beständig auf der Hut, setzten wir unseren Weg fort. Ich gab meinen Männern Order, wie Hasen im offenen Feld dauernd die Richtung zu wechseln, denn die Vorhut hatte deutsche Späheinheiten ausgemacht. Mein Gehirn lief auf Hochtouren, ich musste in Sekundenbruchteilen Entscheidungen treffen, von denen unser Überleben abhing. Wir überquerten den Leuvensesteenweg und bogen nach Südwesten Richtung Kampenhout ab. An den vielen liegen gebliebenen Gegenständen konnte ich erkennen, dass unsere Truppen in die falsche Richtung marschiert waren. Überall Verwirrung und Panik. Im Wald von Schiplaken, wo ich mich gerne hingesetzt hätte, um die wunderschönen sommerlichen Bäume

und Sträucher zu zeichnen, kamen wir an einem Tümpel vorbei, auf dessen gelber Uferböschung ein blauer Ulanenmantel lag. Zuerst hielt ich ihn für einen Soldaten mit der Waffe im Anschlag und richtete instinktiv mein Gewehr darauf. Angesichts des Mantels musste ich an das Häufchen blauweißer Kleider beim Tümpel in Port Arthur denken. Das war vor kaum einem Monat gewesen, doch mir schien es Jahrhunderte her zu sein, Teil einer Welt, die wir hier in nur wenigen Tagen verloren hatten.

Wir stießen tiefer in den schützenden Wald vor. Es wurde immer dunkler, und wir kamen nur noch mühsam voran. Kampenhout würden wir heute nicht mehr erreichen. Der Boden war übersät mit Bleikugeln, Resten von Schrapneln und Brisanzgranaten, die keinen Zweifel daran ließen, dass in diesem Waldstück gekämpft worden war. Ab und zu gingen in der Nähe Granaten nieder. Der Boden wankte; Erde spritzte auf, Bäume krachten zu Boden, manchmal hörten wir einen fernen Schrei. Wir schlichen weiter durch die dichter werdende Dämmerung. Das Gewehrfeuer wurde lauter und schien näherzukommen. Wir machten halt an einer zuvor verabredeten Stelle, wo uns – Gott weiß, wo der herkam – der zeltüberspannte Bagagewagen des Regiments erwartete. Ich befahl meinen Männern, ihre Gewehre zusammenzusetzen, und stellte zwei Posten gen Osten aus. Dann machte ich Meldung. Jetzt erreichten uns auch einige Offiziere, schweigsam führten sie die Pferde am Zügel. Alle bekamen Brot und Käse. Kurze Zeit später stieß noch eine zweite Kampfgruppe zu uns. Zu meiner Überraschung entdeckte ich unter den Männern meinen Cousin René. Er war der Bruder jenes Sohns von Onkel Evarist,

den ich im Feuer des Ofens in der Eisengießerei hatte sterben sehen. René war blass und erschöpft, Zeit zu reden hatten wir nicht. Die Offiziere erhielten Strohbindel für die Nacht, wir Infanteristen schliefen auf der nackten Erde. Unter keinen Umständen durfte Licht gemacht werden; lediglich unter dem Bagagewagen hing eine Öllampe, die ein blasses Licht auf unsere achtlos über die Bajonette geworfene Regimentsfahne warf. Ich konnte nicht einschlafen, betrachtete stattdessen die Gesichter der von der Lampe beschienenen, schlafenden Soldaten. Ihre Haut war kupferfarben, mit einem warmen Farbton wie auf den Gemälden Goyas; die Schattenseite ihrer Gesichter war dunkel wie das Gesicht eines Negers. Leise zog ich meinen Zeichenblock aus dem Tornister und machte ein paar rasche Skizzen. Das beruhigte mich. Eine der Skizzen habe ich nach dem Krieg für einen Christuskopf in Öl verwendet.

Kurz danach musste ich doch eingeschlafen sein, denn plötzlich riss mich ein lauter Knall aus dem Schlaf. Unmittelbar neben dem Wagen gähnte ein Granattrichter, die Gewehre lagen in alle Richtungen verstreut, Musikinstrumente waren aus dem Versorgungswagen herausgeschleudert und zerstört worden, und an der Regimentsfahne fehlte der kleine goldene Löwe. Allerdings gab es keine Verwundeten, und so legten wir uns wieder hin; das Moos war weich und kühl. Doch dauernd vermeinten wir ein Rascheln zu hören, weshalb ein Offizier einige Soldaten in die Bäume schickte, um Wache zu halten. Von Schlaf konnte jetzt keine Rede mehr sein, und zwei Stunden später erging der Befehl an das gesamte Regiment, so geräuschlos wie möglich aufzubrechen. Von allen Seiten strömten Solda-

ten mit leisem Schritt zusammen, setzten sich raschelnd in Bewegung. Jenseits des Waldes sahen wir einen Bauernhof brennen. Die gelben Flammen loderten mit einem Feuerwerk fächerförmiger Funken hoch in den Himmel.

Wir bildeten zwei Fronten: eine Richtung Löwen und eine Richtung Brüssel. Kurze Zeit später meldete ein Späher, dass er keine dreihundert Meter von uns entfernt eine deutsche Stellung entdeckt habe. Fieberhaft begann unser Regiment, Grabenmulden zur Deckung auszuheben. Gelegentlich piff eine Kugel durchs Morgengrauen. Der Boden war durchzogen von Baumwurzeln, die Arbeit mit den Spaten ging nur langsam voran und verursachte viel Lärm. Die Nervosität nahm zu, alle arbeiteten verbissen. Die ausgehobene Erde wurde zu Schutzwällen aufgehäuft. Beim Bauernhof sahen wir deutsche Soldaten vor der Feuersglut hin und her gehen, wie Schattenbilder des Teufels. Theo Carlier, den ich noch aus der Eisengießerei kannte, legte an, doch sofort stürzte sich ein Offizier wutentbrannt auf ihn und schlug ihm den Arm weg: Ob ihm denn nicht klar sei, dass die Deutschen den Lockvogel spielen, damit wir ihnen durch einen Gewehrschuss unsere Position verraten? Im Dämmerlicht sahen wir die Verwundetentransporte der Deutschen auf den nahe gelegenen Straßen entlangrollen. Abgesehen davon war es totenstill. Es regnete, der Gestank von schwelender Asche trieb auf uns zu. Die Mulden waren nicht tief genug, wir mussten uns in unbequemer Haltung in die nasse Erde pressen und so auf weitere Befehle warten.

Nach einer Stunde hatte ich von der Langeweile und dem Nichtstun genug. Ich schlich zum Leutnant und bat darum,

auf Erkundung ausgehen zu dürfen; ungefähr hundert Meter entfernt lag eine dicke, von einer Granate gefällte Buche. Der Offizier nickte und flüsterte: »Sieh dich vor, ein Fehler, und wir sind alle geliefert!« Theo Carlier begleitete mich. Auf den Ellenbogen, das Gewehr im Anschlag, robbten wir bis zum Baumstamm, von wo aus wir zu unserem Entsetzen in der deutschen Stellung zwei getarnte Schießscharten für Maschinengewehre entdeckten. Wir zählten auf drei und feuerten gleichzeitig in die Öffnungen. Danach blieb es für eine Weile still, doch als ich den Kopf über die Deckung hob, brach ein Orkan los. Die Deutschen nahmen den Baumstamm unter Feuer, um uns herauszutreiben. Wir saßen in der Falle. Die Kugeln piffen uns um die Ohren, schlugen in den Baumstamm ein, Holzsplitter schwirren uns um die Köpfe. Wir hatten keine andere Wahl, als aufzuspringen und von Baum zu Baum hastend inmitten des Kugelhagels um unser Leben zu rennen. Wir ließen uns in die nächstliegende Mulde fallen, das Wasser in den Gruben war durch den Regen enorm gestiegen; alle lagen wir in kniehohem Matsch. Die Deutschen feuerten jetzt systematisch: erst vereinzelt Feuer, um uns zu reizen, und sobald sich ein Kopf zeigte, endlose Maschinengewehrgarben.

So verging der Rest des Tages. Die Offiziere mahnten uns fortwährend zu Ruhe und Besonnenheit. Verpflegung gab es nicht, unsere Mägen krampften sich vor Hunger zusammen, um etwas zu trinken zu haben, schöpften wir das schmutzige Wasser aus den Gruben. Als die Dunkelheit einbrach, wurden Feldmunition und Zwieback verteilt. Wir wussten, dass wir umzingelt waren und wie die Ratten in

der Falle saßen. Der Wald sollte unserer Schutz sein, stattdessen hatte er sich als Hinterhalt erwiesen.

Gegen Morgen eröffneten beide Seiten wieder das Feuer, doch von weitem näherte sich drohend schweres Geschützfeuer. Wenige Stunden später lagen viele unserer Kameraden tot neben der Grabmulde, aus der sie hatten entkommen wollen. Ein Kamerad, der sein Gewehr hinter dem Bagagewagen hatte holen wollen, lag für alle sichtbar mit offenen Augen da. Die Kugel war durch seinen Mund eingedrungen und hatte beim Austritt den Hinterkopf weggerissen. Blut im nassen Moos.

Wieder brach die Nacht herein, ohne dass sich an unserer Lage viel geändert hätte. Die leichenblassen Offiziere flüsterten aufgeregt durcheinander. Ich kroch auf sie zu, bat erneut darum, auf Erkundung gehen zu dürfen. Sie verweigerten mir die Erlaubnis, vermuteten überall Hinterhalte, sagten, der Sack sei zugezogen, wir seien umzingelt. Die Nacht war erfüllt von Gewehrfeuer, vom dumpfen Rumpeln der Mörsergeschütze, Donnerrollen über dem Wald, Tauben flatterten auf und stießen im Dunkeln blind gegen die Äste, am Horizont zog sich ein blasser Feuerschein entlang, Maschinengewehre tackten. In der zweiten Hälfte der Nacht wurde es still; ein Käuzchen rief. Der Halbmond schob sich aus den Wolken und warf einen lebensgefährlichen Schimmer auf die Schlafenden.

Der dritte Tag brach an. Dichter Nebel lag über den Äckern und Wiesen rund um den Wald; die Deutschen schienen sich zurückgezogen zu haben. Am verschleierten Horizont sahen wir die Kirche und die Häuser von Elewijt brennen. Im Waldesinneren wurde zum Sammeln

geblasen. Überall lösten sich die Männer wie Golems aus dem Schlamm, erhoben sich mühevoll, stolperten über die Körper ihrer toten Kameraden und stellten sich zitternd und wie betäubt mit steifen, schmerzenden Rücken und lehmverkrusteten Uniformen in loser Ordnung auf, viele auf die Gewehre gestützt. Die Umzingelung war aufgebrochen worden, wir hatten keine Ahnung, wie. Offensichtlich hatten die Deutschen andere Sorgen als unser 2. Linienregiment. Vorsichtig verließen wir den Wald, in Fünferreihen und per Bataillon. Im Dorf sahen wir die im Regen zischenden, schwelenden Häuserruinen, die vom Mörserbeschuss getöteten Tiere und Menschen, die ausgebrannte Kirche, die erst vor sieben Jahren eingeweiht worden war. Mehr sahen wir nicht von der grauenhaften Schlacht von Schiplaken, über die in den belgischen Schulbüchern jedes Kind lesen kann.

*

Missmutig zogen wir in unseren stinkenden, feucht dampfenden Uniformen weiter. Frauen mit einem Laib Brot, einer Kanne Milch oder gar mit einem Stück Schinken in den Händen kamen uns entgegen, nannten Namen, wollten wissen, wie es ihren Söhnen gehe. Die Landschaft zwischen den Dörfern war von überwältigender Schönheit: Sommerwolken trieben über wogenden Getreidefeldern, Baumgruppen in den Wiesen spendeten Schatten für das wiederkäuende Vieh, Schwalben und Lerchen tummelten sich am Himmel, Stichlinge glitzerten in klaren Bächen, Weiden in Reih und Glied wiegten ihre Wipfelstümpfe im warmen

Wind. Diese friedliche Natur erinnerte mich an die holländischen Landschaftsgemälde des siebzehnten Jahrhunderts, an die mit Licht und Schatten durchfleckten Bäume des englischen Malers Constable. Unser Regiment lagerte vorübergehend in der Nähe von Mechelen, in Sint-Katelijne-Waver, wo wir gepflegt und mit neuer Munition versorgt wurden. Ich verbrachte die Tage mit Zeichnen. Weil ich keinen Bleistift mehr hatte, nahm ich Kohlestückchen aus den verloschenen Feuern, spitzte sie an und zeichnete damit. Das ging sogar besser als mit einem Graphitstift; die Linien wurden voller, und ich konnte die Schatten nuancierter schraffieren. Einige Soldaten baten mich, sie zu zeichnen, damit sie das Porträt an ihre Lieben daheim schicken könnten. Aber weil ich nichts hatte, um die Kohle zu fixieren, verwischten die Zeichnungen, und ich fand manche meiner Porträts zerknüllt im Straßengraben wieder.

Wir erfuhren, dass die Deutschen Brüssel einnehmen wollten. Deshalb marschierten wir, nachdem wir eine Woche in der Umgebung von Mechelen gelagert hatten, erneut südwärts auf Vilvoorde zu. Inzwischen hatten wir Nachrichten über den wahren Umfang der Katastrophe von Schiplaken erhalten, und unsere Kampfeslust wuchs mit unserer Bitterkeit. Immer lauter wurde das schwere Geschütz- und Granatenfeuer, als wir uns der Zenne unweit von Epegem näherten. Die Deutschen hatten sich tief in das Land jenseits des Flusses eingegraben und bewachten die Brücke mit Maschinengewehren. Beim Aufstellen unserer eigenen Maschinengewehre fiel unser *Kapitein-Maréchal*, von einer Kugel in den Magen getroffen. Ein Soldat, der ihm helfen wollte, wurde von herumfliegen-

den Schrapellen geblendet. Wir warfen uns fluchend ins Gras, versuchten näher heranzukriechen. Es war klar, dass die Brücke so schnell wie möglich zurückerobert und danach gesprengt werden musste, damit sie für den Feind unbrauchbar wurde. Um uns aufzuhalten, schickten die Deutschen ihre tödlichen Salven in unregelmäßigen zeitlichen Abständen dicht über dem Erdboden in unsere Richtung, die Kugeln prallten funkenschlagend von der eisernen Brückenbrüstung ab, um uns herum spritzte die Erde auf. Vor uns erstreckte sich ein breiter Streifen Weideland, auf dem verwesende Pferdekadaver lagen. Krähen saßen darauf und flatterten erschreckt auf, wenn ihnen ein Schuss zu nahe kam. Die Zenne machte hier eine scharfe Biegung, wir hofften, uns der Brücke mit dem Damm als Deckung ungesehen nähern zu können. Die Deutschen errieten unsere Absicht, und sofort piffen uns wieder die Kugeln um die Ohren. Zu Dutzenden duckten wir uns hinter den Deich. Als ein paar Kameraden ausmachen wollten, woher das Geschützfeuer kam, und deshalb ihre Köpfe nur ein paar Zentimeter über die Deckung hoben, wurden sie abgeknallt, die Körper wurden hochgeschleudert und fielen tödlich getroffen dumpf nieder. So flach, wie wir konnten, krochen wir über sie hinweg, zwischen den Gewehrsalven hörte ich immer wieder ein »Verfluchte Scheiße!«. Wir saßen in der Falle! Ein junger Soldat von noch nicht mal achtzehn Jahren lag im Gras und flennte laut. Ich zischte ihm zu, dass er sein Maul halten, liegen bleiben und abwarten solle. Den Männern um mich herum befahl ich, immer wieder bis zehn zu zählen und dann die Gewehre über dem Kopf haltend zu feuern, zuerst die bei-

den am Rand liegenden Soldaten, dann die mittleren, abwechselnd mit ihren Nachbarn; der Kommandeur nickte zustimmend und ließ den Befehl auch an die anderen durchgeben. Die Taktik führte zum erhofften Erfolg, die Deutschen ließen sich offensichtlich über die Stärke unserer Truppe täuschen. Zu unserer Überraschung ertönte plötzlich der Ruf: »*Nicht schießen!*«, und zwanzig deutsche Soldaten traten mit erhobenen Händen aus den Wäldern auf uns zu, in ihren feldgrauen Uniformen und den gefürchteten Pickelhauben, gemächlich wie im Traum und voll düsterer Bedrohlichkeit, sogar in der Niederlage. Wir wussten nicht, wie uns geschah: Kriegsgefangene machen, ihre überlegenen Maschinengewehre erobern, unerwartet fiel uns dieses Vergnügen in den Schoß. Die erste Reihe unseres Regiments erhob sich, um sie in Empfang zu nehmen, doch im gleichen Augenblick ließen sich die Deutschen auf den Boden fallen, und aus den Wäldern hinter ihnen erhob sich wildes Maschinengewehrfeuer. Dutzende unserer Kameraden wurden niedergestreckt; der Rest stürzte sich ins Gras. Zwar fegte der Beschuss flach über den Erdboden hinweg, aber einige Garben kamen auch von schräg oben, woraus zu schließen war, dass mindestens ein Maschinengewehr aus größerer Höhe feuerte. Angesichts der Toten, die überall herumlagen, fluchte sogar ich und schäumte vor Wut über diese heimtückische Aktion. Mit dem Gewehr im Anschlag robbte ich vorwärts. Eine Kugel durchbohrte mein Kochgeschirr auf dem Rücken, ich hörte das Besteck darin klappern. Als ich die Schusslinie zurückverfolgte, entdeckte ich in einem Baum den Maschinengewehrscützen. Ich kroch hinter einen der Pferdekadaver, der derart

stank, dass ich mich fast erbrechen musste. Ich wartete, bis ich den Brechreiz unter Kontrolle hatte, und nahm mir dann genug Zeit, um zu zielen; ein zweiter Schuss würde mir nicht vergönnt sein. Lange nahm ich das undeutliche Gesicht zwischen den Blättern ins Visier und schoss. Der Schütze schlug nach hinten, das Maschinengewehr fiel vom Baum. Ich brüllte: »Feuer! Feuer! Feuer!« Sämtliche Soldaten um mich schossen, was aus den Läufen wollte. In den Wäldern vor uns entstand hörbar eine große Konfusion, Äste krachten, lautes Gebrüll. Wir hatten den Eindruck, dass die Deutschen sich zurückzogen.

Um sicherzustellen, was am anderen Flussufer vor sich ging, und um die Möglichkeiten zu prüfen, wie wir uns aus der Umzingelung befreien könnten, bat der Kommandeur um Freiwillige. Keiner meldete sich. Er äußerte seine Bitte ein zweites Mal. Ich war der Meinung, dass diesmal ein anderer die Kohlen aus dem Feuer holen sollte, ich hatte fürs Erste genug. Doch es herrschte Totenstille. Fluchend wiederholte der Kommandeur seine Bitte ein drittes Mal. Mit dem Ausdruck sichtbarer Verachtung für meine Kameraden hob ich schließlich die Hand.

»Très bien, Marsjèn. Faites attention, caporal.«

»À vos ordres, mon commandant.«

Übelgelaunt und voller Groll auf meine Kameraden robbte ich ohne jegliche Deckung das steile Ufer der Zenne entlang, klammerte mich an den Grassoden fest, um nicht ins Wasser zu rollen. Die Dämmerung brach ein. Bei jedem Geräusch, sei es eine aufflatternde Taube oder eine Wasserratte, die sich ins Wasser gleiten ließ, blieb mir das Herz stehen.

In dem Moment, als die Deutschen, diese Scheißkerle, so taten, als wollten sie sich ergeben, sich stattdessen aber hinwarfen, war in meinem Innern etwas zerbrochen: Ich wollte jemanden ermorden, mit meinem Bajonett durchstoßen, das Herz schlug mir bis zum Hals. Plötzlich hörte ich ein Rascheln hinter mir. Da ich mich in meiner Position nicht umdrehen konnte, war ich überzeugt, dass mein letztes Stündlein geschlagen habe. Bis ich die Stimme des schielenden Rudy aus der Lossystraat hörte: »Martien, ich bin's! Kriech weiter, ich deck dich. Dreh dich nach hundert Metern um, und deck dann mich und so weiter.« Unter ständiger Lebensgefahr und Ausschaltung jedes Deutschen, der sich auf der anderen Seite des Flusses blicken ließ, erreichten wir nach einer Stunde unsere Genietruppen. Diese waren gerade dabei, weit entfernt von der Stelle, wo wir in den Hinterhalt geraten waren, eine Behelfsbrücke zu errichten. Wir konnten ihre dumpfen Hammerschläge hören. Unsere Tornister und das Gepäck hatten wir liegengelassen, jetzt legte ich auch mein Gewehr noch zur Seite, um unseren Pionieren die Position der Deutschen zu melden. Inzwischen war es dunkel, und schielender Rudy schlich allein zurück, um den Kameraden von der Brücke zu berichten. Eine halbe Stunde später kamen die ersten Männer angekrochen, in einer behäbigen, langen Schlange, die sich durchs Gras wand. Kein Gruß von Seiten der Männer, kein Wort des Dankes, keiner, der mir mein Gewehr brachte. Fluchend kroch ich die ganze Strecke am Ufer zurück, um es zu holen. Mit einer halbstündigen Verspätung schloss ich mich den letzten der ungefähr hundert Männer an und überquerte die Brücke.

In dieser Nacht, es war erst Anfang September, gab es bereits Frost. Die Schöße meines schlammurchweichten Mantels waren steif wie Bretter, ich zitterte, und meine Zähne klapperten so heftig, dass ich fürchtete, sie mir zu zerschlagen.

Wir aßen kalten Getreidebrei, den man in unsere zerbeulten Kochgeschirre schöpfte. Weil meines ein Loch hatte, musste ich die Hand drunterhalten, die vollkommen zugekleckert wurde von dem geschmacklosen Zeug.

»Eppegem, Mensch, leck mir die Eier, das war 'ne Feier!«, sagte Carlier und klopfte mir auf den Rücken.

»Lass mich nur in Ruhe«, zischte ich ihm zu, und als Carlier »Ui, ui, ui« antwortete, stand ich auf und setzte mich mit dem Rücken zu meinen Kameraden ein paar Meter weiter wieder hin.

Am kalten Morgen, dem Arsch der dunklen Nacht, wo zwangsläufig jedes lebende Wesen bibbert, das auf dem taubedeckten nackten Erdboden liegen muss, träumte ich von meiner Mutter. Sie stand am offenen Grab meines Vaters, es regnete in Strömen, an ihrem Rücken klebte ein großes Stück Papier, sie legte meinem Vater seine Pinsel ins Grab, in dem das Wasser stand, und sie weinte – meine Mutter, die sonst nie weinte. Ich stand hinter ihr und feuerte mit einem Maschinengewehr auf die Gräber des Friedhofs und fluchte – ich, der sonst nie fluchte. Da erwachte ich, mir war schlecht. Ich kotzte den sauren Brei ins Gras.

*

Erschöpft und entmutigt, wie wir waren, wurden uns einige Tage Ruhe vergönnt. Im Nieselregen, schwitzend um die Mittagszeit und frierend, als die Dämmerung einbrach, marschierten wir durch Dörfer, aus denen die Bewohner vertrieben worden waren. Unter einem schwefelgelben Abendhimmel erreichten wir ein weiteres verlassenes Dorf. Die Offiziere und der Leutnant nahmen Quartier im kleinen Rathaus; wir wurden in Gruppen von acht Mann inklusive Sergeant auf verschiedene Häuser verteilt. Ich, Carlier, schielender Rudy, Antoine Derdeyn, Daman und Boone, Vinus de Bleser, mein Cousin René und ein Junge aus der Gegend von Vilvoorde wählten ein kleines Bauernhaus am Dorfrand als Behausung, deren Bewohner offensichtlich arme Leute gewesen waren. Lange dürften sich die Deutschen hier nicht aufgehalten haben: Die Kühe grasten auf der Wiese hinter dem Kräutergarten, Ziegen und Kaninchen waren noch in den Ställen, als sei nichts gewesen. Im Haus roch es nach feuchtem Stroh und verbranntem Holz. Auf dem einfachen Kaminsims standen Porträts: Bauern mit Quadratschädeln, auf den Knien ruhten Fäuste, die Blicke ausdrucksleer. Wir legten unsere schweren Koppelriemen ab, ich gab Befehl, die Tornister auf dem Dachboden zu verstauen und die Gewehre der Reihe nach an der Wand im schmalen Hausflur aufzustellen.

Ich ging in den Keller, um nachzusehen, ob wir dort bei einem Granatangriff Schutz finden könnten. Zu meiner Überraschung fand ich mindestens zwei Zentner Kartoffeln, einen Steinguttopf mit in Schmalz eingelegtem gepökelten Schweinefleisch und auf den Regalen lange Reihen von Gläsern voll eingemachtem Gemüse und Obst, abgesehen

von fünf offenen Tonkrügen, deren Inhalt mit einer Salzschrift bedeckt war. Derdeyn war mir gefolgt. »Mensch, die haben ja ganz schön gehamstert!«, sagte er und grinste. Er entdeckte einen Schnapskrug, riss ihn an sich und sagte: »Ich scheiß hier auf den nackten Boden, wenn ich mich damit nicht besaufen werde!« Kichernd griff er sich in den Schritt. Eh ich mich's versah, hatte ich ihm eine derartige Maulschelle verpasst, dass er gegen die Regale knallte und der Schnapskrug auf dem Boden zerschellte. Er blutete aus der Nase, und ich konnte mich nur mit Mühe beherrschen, um nicht weiter auf ihn einzuprügeln.

»Geh rauf und schau nach, ob genug Zeug da ist, um den Tisch für neun Mann zu decken«, fauchte ich ihn an. Torkelnd stieg er die Treppe hinauf, und als ich ihm kurze Zeit später folgte, konnte ich gerade noch sehen, wie er die Porträts der Bauern mit den Gesichtern zur Wand drehte.

Vinus kam aus dem Garten und fragte Derdeyn, was er davon halte, wenn man die Kaninchen schlachten und braten würde, bevor die Deutschen zurückkämen und sie auffräßen. »Frag Urbain«, murmelte Derdeyn, »der ist hier der Chef!« Ich sah ihm streng in die lichtscheuen, falschen, unterwürfigen Augen.

»Also gut«, sagte ich, »dann gibt's zum Abendessen Kaninchen mit Kartoffeln. Im Garten liegt genug Fallobst für Apfelmus.« Der Junge aus Vilvoorde wollte bei seiner Tante übernachten, die in der Gegend wohnte, und bat dafür um Erlaubnis; er wolle auch Brot fürs Frühstück mitbringen. Ich befahl ihm, sich am nächsten Morgen noch vor acht Uhr zurückzumelden. Daman und Derdeyn standen gerade draußen, um nachzusehen, woher das immer lau-

ter werdende Brummen kam, als plötzlich eine Wand aus ohrenbetäubendem Donnerkrachen Dorf und Wiesen überrollte und die Mauern des Bauernhauses erzittern ließ. Unmittelbar darauf erfolgten zwei schwere Einschläge, der erste traf das Schiff der Dorfkirche, der zweite fiel aufs Feld, kurz danach traf ein dritter Einschlag den kleinen Hof hinter uns. Die Fenster des Vorraums klirrten und zerbrachen, einige Dachziegel lösten sich und fielen vors Haus.

Einen Augenblick lang herrschte Stille, dann hörten wir aus dem Dorf eine Stimme brüllen: »Donnerwetter, hier ist ein Weinkeller!« Eine Granate hatte ein Wohnhaus getroffen, und das gähnende Loch in Bodennähe öffnete den Blick auf zahllose Flaschen in ihren Steinnischen. Daman und Derdeyn stürzten darauf zu, doch ein Leutnant war schneller und versperrte ihnen den Weg. Auf Französisch brüllte er, dass jeder Soldat sich eine Flasche nehmen dürfte, wer mit zwei Flaschen erwischt werde, werde bestraft.

Daman und Derdeyn kamen mit ihren Flaschen wieder, und Vinus, Boone und der schielende Rudy gingen los, um ihren Anteil zu holen. »Das reicht wohl für neun Männer«, sagte ich zu Carlier, der vor der Hintertür saß und Kartoffeln schälte. Er zuckte mit den Achseln. Kurz danach hörten wir den Leutnant noch mal brüllen. Geert, der Fischhändler, und Peutie, der Hundedieb, wurden niedergeschlagen, die Flaschen, die sie sich unter die Jacken gesteckt hatten, zerbrachen und färbten ihre Uniformen lila. Buckliger Segers war in die kleine Dorfbäckerei eingedrungen und mit einem flachen Korb voller Brötchen und Gebäck herausgekommen, den er sich triumphierend über den Kopf hielt, und rief, dass sich jeder etwas nehmen

könne, allerdings ohne hinzuschauen. Die Jungs rannten ihn einfach über den Haufen, und er fand sich auf dem Boden wieder, alles lachte, rempelte, fluchte und johlte. Die Kommandeure ließen sie gewähren.

Ungefähr um zehn Uhr abends rauchten die Schornsteine des besetzten Dorfs friedlich, weit weg von jeglichem Kriegslärm. In den Straßen roch es nach geschmortem Fleisch, wir aßen Kaninchen in brauner Soße. Der Wein floss üppig, hier und da wurde gesungen. Auch wir sangen, prosteten uns zu und aßen und lachten, als wären wir auf einem Dorffest.

Nach dem Essen saß ich auf einem Schemel im Garten, direkt hinter den Kuhställen, und mir war zum ersten Mal seit längerer Zeit wieder etwas friedlich zumute. Der Himmel war klar, das Licht der Venus leuchtete stechend über dem Obstgarten, der Große Bär schob seine alte Schubkarre träge über den nächtlichen Himmel, das Gras roch frisch und berauschte mich leicht. Meine Gedanken wanderten nach Hause, wo meine Mutter jetzt mit meinen zwei Schwestern allein war, meine Brüder waren noch zu jung, um eingezogen zu werden, aber ich wusste nicht, wo sie waren. Ich sah meinen Vater vor mir, wie er hinter dem Löwener Ofen kauerte, die schwarzgeränderten Fingernägel seiner schlanken Hände, die hellen Augenbrauen. Gerade überlegte ich mir, ob ich sein Gesicht wohl aus der Erinnerung zeichnen könnte, als die Hölle losbrach. Ein Flugzeug jagte über das Dorf und feuerte eine Salve auf uns ab, begleitet von mehreren Gruppen wild um sich schießender Deutscher. So etwas hatten wir noch nie erlebt: Ein Kugelschauer ging auf uns nieder. Daman, der

rauchend an der Haustür gestanden hatte, lag sofort tot im Hausflur, eine Blutlache bildete sich auf dem Boden, sein Hals schien in Fetzen geschossen, und der Kopf hing nur noch mit einigen Sehnen am Rumpf. Gleichzeitig vernahmen wir Geschützfeuer, und eine Granate krachte in die Ställe, hinter denen ich einen Moment vorher noch gesessen hatte. Ich hörte das Vieh kläglich muhen und an den Ketten zerren. Ich stürzte ins Haus. Die Männer waren in den Keller geflüchtet, die Gewehre lagen kreuz und quer im Hausflur. Ich raffte sie zusammen, warf sie in die Kelleröffnung und brüllte hinunter, dass sie sofort heraufkommen sollten. Von allen Seiten Rufe und Geschrei in der Nacht; über dem Dorf hing orangefarbener Dampf, ein weiteres Krachen setzte das, was von der Kirche noch übrig gewesen war, in Brand, erneut Gebrüll, voller Todesangst, ein Schwarm Stare überflog uns, ein Brunnen war getroffen worden, Schlamm tropfte von Fassaden und Türen, keine Fensterscheibe war ganz geblieben. Ich schlich mit meinen Männern hinter dem Bauernhof entlang ins Ortsinnere, wo wir ungefähr zwanzig Deutsche erblickten. Dicht vor uns zeichneten sie sich deutlich gegen die lodernden Brände ab. Wir huschten im gebückten Lauf durch die Gärten und bogen beim Kirchhof ab, von wo aus wir sie ins Visier nehmen konnten. Offensichtlich machten sie gerade Anstalten, das Rathaus zu stürmen, in dem sich unsere Offiziere und der Leutnant verschanzt hatten. Ich sprang auf und gab meinen Männern das Zeichen zu feuern. Wir überraschten die Deutschen von hinten, die meisten waren schon tot, bevor sie sich wundern konnten. Zwei von ihnen gelang es noch, sich umzudrehen, und Vinus ging schrei-

end vor Schmerz zu Boden. Wir feuerten alle ein zweites Mal, und da fielen auch die letzten Deutschen tot auf das Kopfsteinpflaster. Der tosende Hexenkessel verstummte schlagartig. Wir hörten nur noch das Flattern der aufgeschreckten Tauben und das Knistern der Brände. Irgendwo heulte ein Hund. Unendlich weit entfernt glitzerte die Milchstraße, inmitten des schwarzen Universums, in dem auch dieser schwachsinnige Planet kreiselte. Einen weiteren Hinterhalt fürchtend, schlichen wir an den Fassaden entlang, die Gewehre im Anschlag und die Bajonette einsatzbereit, aber es war vorbei. Ich sah, wie ein Offizier den Kopf aus dem Fenster eines der oberen Stockwerke des Rathauses steckte. Ich winkte ihm zu und rief, dass die Luft rein sei.

Einer nach dem anderen kamen die Offiziere aus dem Rathaus, die Kameraden krochen aus den Häusern, manche noch betrunken und verwirrt. Wie sich später herausstellte, verloren wir bei dem Angriff zwanzig Mann. Es wurden Schildwachen postiert und links und rechts von der Hauptstraße zwei Maschinengewehre im ersten Stock zweier Häuser aufgestellt.

»Der Rest geht schlafen«, sagte einer der Offiziere, »morgen ist auch noch ein Tag.«

Dann wandte er sich zu mir und sagte: »Marsjèn, ich werde dafür sorgen, dass dir das eine Beförderung einbringt.«

Ich salutierte und ging mit meinen Männern zu unserer Unterkunft zurück.

Vor der Haustür lag Boone, weinend flehte er uns um den Gnadenschuss an. Seine Uniform war in Brusthöhe

zerfetzt, die Eingeweide quollen ihm zwischen den glänzenden Jackenknöpfen heraus. Er hatte sich vollgekotzt. Ich wischte ihm das Gesicht mit meinem schmutzigen Taschentuch sauber und fluchte, weil der Geneverkrug durch Derdeyns Schuld am Morgen zerbrochen war. Lange brauchte Boone jedoch nicht auf den Schnaps zu verzichten, plötzlich schoss ihm dickes, dunkles Blut aus Nase und Mund, er gurgelte, würgte, verdrehte die Augen und war wenige Augenblicke später tot. Ich drückte ihm die Augen zu und ließ die Männer auf dem Hinterhof ein Loch graben. Wir legten Boone und Daman nebeneinander hinein, bedeckten sie mit einer Lage Stroh und schütteten das Grab zu. Theo Carlier zimmerte aus Latten ein einfaches Kreuz und kerbte ihre Namen hinein. Inzwischen war es tief in der Nacht, Blätter, Gras und Zweige waren bereits mit Tau überzogen. Alles war still und von merkwürdiger Unbegreiflichkeit. Der Mond ging strahlend auf, zeitlos und riesig wie im Traum, ein gelber Käseklumpen hinter den rauschenden Pappeln. Ich betete zu Onze-Lieve-Vrouw-van-Zeven-Smarten und fragte sie, warum sie ihr Angesicht von der Welt abgewendet habe. Tief sog ich den erdigen Geruch der Herbstnacht ein, roch die letzten Spuren vom Pulverdampf. Wir gingen ins Haus und legten uns im Keller schlafen, ich auf einer dünnen Strohschütte, der schielende Rudy, Carlier und Derdeyn auf dem nackten Boden. Einer nach dem anderen fielen wir in einen abgrundtiefen Schlaf, als verlöschte ein Licht, ein großes, weit entferntes Licht wie das, was wenige Stunden später wieder durch das kleine Kellerfenster scheinen würde, während im alten Apfelbaum die Vögel pfffen, als hätten

sie den Verstand verloren, und auf dem Misthaufen vor der zerschossenen Scheune ein Hahn krächte.

*

Bevor wir aufbrachen, melkten wir zwei der frei herumlaufenden Kühe; aus dem Tornister des toten Boone nahm ich mir die Feldflasche und vom toten Daman dessen heiles Kochgeschirr. Mit brummenden Schädeln vom genossenen Wein marschierten wir Richtung Westen auf Humbeek zu. Nach wenigen Kilometern hörten wir es knallen: Ein paar Soldaten hatten ihre Feldflaschen statt mit Wasser mit Wein gefüllt, der durch das Schütteln und die Hitze in Gärung übergegangen war und die Verschlüsse herausdrückte. In hohem Bogen spritzte die Flüssigkeit hoch und landete auf Krägen, Haar, Hals und Jacken. Mit lilafleckigen Uniformen und umgeben vom Dunst des sauren Alkohols mussten sie nun unter dem schadenfrohen Johlen ihrer Kameraden den Weg fortsetzen.

Nachmittags fing es leicht zu regnen an. Die Laune der verkaterten Soldaten sank zusehends, auf dem fettigen Lehm der Feldwege und den spiegelglatten Pflastersteinen der zerschossenen Straßen konnten wir uns nur schlitternd fortbewegen. Als wir an einer halbzerstörten Knabenschule vorbeikamen, kamen ein paar Krankenschwestern angerannt. Auf die Nachricht hin, dass wir im Anmarsch seien, hatten sie große Töpfe voller Suppe gekocht, außerdem verteilten sie Thunfisch- und Rindfleischkonserven. Die Offiziere brüllten, dass wir keine Zeit verlieren dürften, worauf jeder versuchte, im Vorbeigehen etwas zu er-

gattern. Unter Protest marschierten wir weiter, der Regen schlug uns inzwischen kalt und unangenehm ins Gesicht. Hinter einer Sandböschung entdeckten wir Gefechtsspuren: Fensterläden und Türen waren aus den leerstehenden Häusern gerissen und über Wassergräben gelegt worden, dahinter erstreckten sich verlassene Schützengräben. Der schlammige Boden war überzogen von Fußabdrücken, Rutschspuren und eiligst gezogenen Abflussrinnen. Der Posten war vermutlich vor noch nicht mal anderthalb Stunden verlassen worden. Wir erhielten den Befehl, sämtliche Bretter, Türen und Fensterläden mitzunehmen, um sie beim Bau eines neuen Schützengrabens ein paar hundert Meter entfernt wiederzuverwenden. Uns entging der Sinn und Zweck dieser kräftezehrenden Arbeit völlig. Doch dann wurde im Gebüsch in einiger Entfernung rege Betriebsamkeit entdeckt und sofort der Befehl ausgegeben, sich zu ducken und die Arbeit gebückt fortzusetzen. In fast liegender Haltung bearbeiteten wir die flachen Mulden, Schweiß und Regen tropfte in unsere Kragen und rann den Rücken hinunter. Weil ich mich beim letzten Mal bei der Zenne geschickt angestellt hatte, bekam ich auch nun den Auftrag, das Vorgelände zu erkunden. Den diensthabenden Leutnant, Laurens de Meester, kannte ich noch von der Kortrijker Regimentsschule her; ich wusste, dass er mich schätzte, was er mir ohne große Umschweife und mit wenigen Worten durch die Erteilung solcher Aufträge bewies.

Bis zum späten Nachmittag schlich ich mit Carlier und Derdeyn um das Lager der Deutschen herum, machte eine Skizze mit einer möglichst präzisen Positionsangabe der

Schützengräben und opferte dafür die letzten Blätter meines verschmutzten Zeichenpapiers.

Am Abend wurde ich ein zweites Mal auf Erkundung ausgeschickt; die Offiziere trauten der Stille nicht, vor allem nicht im Vergleich mit der Betriebsamkeit ein paar Stunden zuvor. Im kalten Abendnebel härtete der Schlamm aus, und die scharfen Kanten der unebenmäßigen Erdschollen erschwerten das Anschleichen erheblich. Als wir uns dem Rand eines Dörfchens näherten, trabte plötzlich ein großes schwarzes Pferd auf uns zu. Es galoppierte dicht an uns vorbei, bemerkte uns, bog mit einem lauten Schnauben auf die links von uns liegende Wiese ab, wo es ausschlug und dabei den Inhalt der Satteltaschen verlor. Am Zaumzeug war zu erkennen, dass es sich um ein Pferd der gegnerischen Truppen handelte. Es verschwand so schnell, wie es aufgetaucht war, wir hörten das Hufgetrappel auf dem Wiesengrund dumpf verhallen. Ich schlich mich auf die Wiese und fand im Gras ein Buch mit topographischen Karten, einen Kompass, einen Feldstecher und ein Notizbuch. Auf dem Rückweg zu unserer Einheit – wir gingen im Schutz der Dunkelheit aufrecht – hörten wir das Pferd wieder hinter uns. Wir drehten uns um und sahen die großen braunen Augen in der nächtlichen Dunkelheit aufleuchten. Das Tier folgte uns, als gehörte es zu uns. Der Bauernsohn Carlier wusste, wie man mit einem Pferd umging, und packte es am Zügel. Schnaubend warf es ein paar mal den Kopf zurück, bevor es sich führen ließ. So kamen wir bei unseren Stellungen an und erweckten große Neugier bei unserem Leutnant, der die Beute sofort einer Prüfung unterzog. Der Rest der Männer sah ihm nur gleich-

gütig zu und löffelte lustlos die Suppe von den Schwestern der Knabenschule.

Die Bewölkung im blassen Himmel riss auf, die Sterne schickten ihr grelles Licht hindurch. Feuchtkalt dampfte die Erde, wie ein unbekannter, aus kaltem Grund geschaffener Planet, und wir, unbedeutend, zitternd und klein, klebten auf ihm wie Fliegen auf Sirup. In dieser Nacht träumte ich vom Sohn des Schmieds, ich sah die vom Feuer weißverbrannten Augen vor mir; er sagte etwas zu mir, aber ich konnte ihn nicht verstehen. »*Kannitverstan*«, wiederholte ich, während er Speichelblasen in meine Richtung spuckte, die mir das Gesicht versengten wie glühendes Eisen. Als ich erwachte, bemerkte ich, dass es regnete. Im sauren Morgennebel zog ich mir missmutig und vor Kälte zitternd meinen schweren Uniformmantel über den Kopf.

*

Sonntagmorgen, keine Kirche weit und breit, die ihre Glocken läutete, Krähenschwärme kreisten über den zerschossenen Pappeln und den eingestürzten Häusern. Jeder von uns bekam zwei Armeezwiebacke und eine Tasse heißen Kaffee. Begierig griff ich nach der Tasse, wollte sofort trinken, doch ich verbrannte mir die Lippen und zog gerade den Kopf zurück, um zu pusten, als zwei Kugeln kurz hintereinander zwischen Mund und Tasse hindurch auf das Scheunentor zusausten, vor dem der Sergeant den Kaffee ausschenkte. Die Kugeln trafen ihn in den Hals, er wurde gegen das Scheunentor geschleudert, sackte zusammen wie eine Puppe und war auf der Stelle tot. Alles schrie durch-

einander und stürzte sich in den Schützengraben, wir griffen sofort nach unseren Gewehren. Leutnant de Meester brüllte Befehle. Mir befahl er, mit vierundzwanzig Mann zweihundert Meter nach rechts auszuschwärmen und von dort auf alles zu schießen, was sich bewegte. Wie Aale glitten wir durchs Gras, erreichten einen Kartoffelacker, der uns mit seinen hochgehäufelten Furchen ausgezeichnete Deckung bot. Uns vorsichtig aufrichtend, blickten wir uns um, sahen aber nur leere Felder und in einiger Entfernung ein einsames Gehöft, doch als ich durch den deutschen Feldstecher blickte, den de Meester mir anvertraut hatte, sah ich, dass die Graskuppe zitterte: eine trügerische, sich geräuschlos vorwärtsbewegende Wiese. Das feindliche Regiment musste uns seit gestern verfolgt und den Plan gefasst haben, uns zu überfallen und bis auf den letzten Mann zu vernichten.

Auf einmal blitzte das kleine Dachfenster des Bauernhauses in der aufgehenden Sonne auf. »Wetten, dass sie dort ihr Maschinengewehr aufgestellt haben!«, rief ich meinen Männern zu und befahl, auf mein Zeichen hin das Dachfenster unter Beschuss zu nehmen. Die Salve kam wie aus einem einzigen Gewehr. Durch mein Fernglas sah ich sechs, sieben Mann aus dem Haus stürzen. Als Antwort wurde ziellos auf unseren Kartoffelacker geschossen, doch wir lagen sicher hinter den Furchen. Inzwischen wogte, kroch, bewegte und schob sich die Wiese weiter auf uns zu. Mir blieb das Herz stehen. Wir hatten viel Munition verbraucht, jeder von uns hatte nur noch etwa zehn Schuss, außerdem waren wir vom Hauptregiment abgeschnitten. Ich ließ die Männer dicht über der Erde feuern, immer alle vierund-

zwanzig gleichzeitig. Die lebende Wiese war offensichtlich irritiert; für eine Weile blieb das Feuer unerwidert. Plötzlich aber gurgelten in scharfer Flachbahn Granaten über uns hinweg und schlugen ein paar hundert Meter hinter uns ein. Die Deutschen schienen der Ansicht zu sein, dass wir die Vorhut für die Truppenverstärkung bildeten, und wollten diese am Vorrücken hindern. Zum ersten Mal empfand ich so etwas wie Todesangst. Neben mir, ich konnte es riechen, hatte sich einer von den ganz jungen Soldaten in die Hosen geschissen. Er zitterte am ganzen Leib und hatte das Gewehr neben sich gelegt. »Korporal«, fragte er, »darf ich ...?«

»Sei still«, zischte ich ihm zu, »wir haben ganz andere Sorgen als deine Hosen.«

Wieder blieb es eine Weile still. Es war fast neun Uhr. Ich erwartete nicht, dass der Feind sich bis zum Kartoffelacker vorwagen würde. Wir atmeten tief durch. Ich nickte dem in Panik geratenen jungen Kameraden aufmunternd zu und wollte gerade nachsehen, was auf der anderen Seite vor sich ging, als urplötzlich ein deutscher Offizier keine zehn Meter vor mir aus dem Nichts auftauchte und zweimal auf mich schoss. Ich duckte mich, die Erde spritzte mir ins Gesicht, dann sprang ich auf und feuerte zurück. Ich war schneller als er und überrumpelte ihn. Er fiel zu Boden und rührte sich nicht mehr.

Wir saßen fest, jeder von uns hatte vielleicht noch fünf Schuss. Hundert Meter hinter uns ging ein Granatenschauer nieder, der die ganze Landschaft umpflügte, vor uns lag eine unbekannte Anzahl Deutscher, die bereit waren, uns abzuschlachten. Ich schaute in die Gesichter mei-

ner Kameraden. Angespannt starrten sie über die Ackerkrume, erwarteten, dass jeden Moment vor ihnen eine Pickelhaube auftauchte. Wir hatten zu wenig Munition, um zur Abschreckung blind ins Blaue zu feuern.

Mir fiel ein, dass der Leutnant versprochen hatte, uns ein Zeichen zu geben, wenn wir sicher zurückkriechen könnten. Aber von der getarnten Position hinter der Scheune beim Molenheuvel kam weder Laut noch Zeichen. Ich beschloss, den Rückzug auf eigenes Risiko anzutreten, und gab dem äußersten Soldaten links den Befehl, aufzuspringen und loszurennen. Nach drei Sätzen fiel er tot nieder. Als es wieder eine Weile still war, wiederholte ich den Befehl dem nächstvordersten Soldaten. Doch auch er fiel nach zehn Metern, durchsiebt von unsichtbarem, knapp über der Erdkrume des Kartoffelfelds entlangstreichendem Feuer. Magensäure stieß mir auf, bittere Galle ergoss sich in meinen Leib wie eine sinnlose, todessehnsüchtige Energie, von der mir ganz schlecht wurde. Ich hatte noch zwei Kugeln. Ich hängte mir meinen Tornister so zurecht, dass er meine rechte Seite beschützte, sprang auf und rannte um mein Leben. Um mich herum tanzten die Kugeln, mir wurde der Mantelkragen abgerissen, ich spürte einen heißen Streifen am Hals, der Träger meines Tornisters wurde durchschossen, ich strauchelte, stolperte über mein eigenes Gewehr und landete mit dem Gesicht in der Erde auf dem benachbarten Rübenacker. Mein Gewehr lag drei Schritte hinter mir. Mein Herz schlug wie verrückt. Auf dem Rücken liegend, kroch ich ein Stück zurück und zog das Gewehr am Trageriemen vorsichtig zu mir herüber. Gelähmt vor Schreck beobachteten die Männer meine Aktion. Ich

gab ihnen mit Handzeichen zu verstehen, dass sie mir ihre Patronen zuwerfen sollten. Zehn Patronen plumpsten in die lockere Erde um mich herum, vorsichtig sammelte ich eine nach der anderen ein, säuberte sie vom Dreck, lud mein Gewehr und beantwortete jede Bewegung mit einem Schuss. Nachdem ich dreimal gefeuert hatte, blieb es für mehrere Minuten still. Ich hustete laut und duckte mich. Sofort fielen Schüsse, ich feuerte zurück. Ein dunkler Schatten sprang schreiend auf und fiel hintenüber, danach war es still. Ich gab meinen Männern zu verstehen, dass sie einer nach dem anderen zu mir herüberkriechen sollten, danach robbten wir los, verfielen nach hundert Metern ins Krabbeln, sprangen nach weiteren hundert Metern auf und rannten um unser Leben. Hinter uns blieb es still.

Bei der Scheune angekommen, blieben wir keuchend stehen. Keiner sagte ein Wort. Jetzt tauchten von allen Seiten Soldaten auf, verwundet einige, mit dunkelroten Verbänden um Arm, Brust oder Bein – Verbänden, die sie sich aus Unterhemden gerissen hatten. Andere stolperten vollkommen schlammverkrustet in unser Lager, Zombies, lebende Toten, ihre Augen glitzerten in den schwarzen Gesichtern. Vom Feld her hörten wir ein vielfältiges Röcheln und Wimmern, doch wir trauten uns nicht, die Deckung zu verlassen. Ein paar Soldaten hatten inzwischen das deutsche Pferd geschlachtet, mit Bajonetten gehäutet und große Fleischstücke an die Stalltür geheftet, doch wir konnten kein Feuer machen, um das Fleisch zu braten, und ein ekelerregender Blutgeruch lag in der Luft. Nachdem es dunkel geworden war, holten wir, durch vollkommene Finsternis irrend, unsere beiden gefallenen Kameraden.

Sanitäter machten sich auf die Suche nach den stöhnenden Verwundeten. Mein Cousin René war gefallen, keine hundert Meter von der Stelle entfernt, wo ich selbst gekämpft hatte. Ich bekam ihn nicht zu Gesicht, die Sanitäter hatten ihn schon abtransportiert, aber sie versicherten mir, dass er nicht gelitten habe und »im Feld der Ehre gestorben« sei: die immergleiche, leere Formel für das widerliche Sterben um uns herum. Seine Schuhe riss sich ein anderer Soldat unter den Nagel – die Schuhe meines Cousins René, des Lackaffen und Angebers, der davon träumte, Schuhmacher zu werden. Jetzt musste man dem alten Schmied Evarist beibringen, dass er auch noch seinen zweiten Sohn verloren hatte!

Wir marschierten in Zaventem ein. Ich ging in die dortige Gemeindekirche und kniete lange vor dem Gemälde meines Schutzheiligen. Der Leutnant genehmigte uns eine Extraration und gratulierte uns zu unserem Mut und unserer Kaltblütigkeit. Mir klopfte er jovial auf die Schulter:

»Tu as fait ce que tu pouvais, Marsjèn, ne t'en fais pas trop.«

Als ich mich in dieser Nacht zum Schlafen legte, umklammerte ich fest meinen Rosenkranz und heulte plötzlich los wie ein Kind. In meinem Kopf schwirrte es wieder, toste ein Sturm aus Gebrüll. Vollkommen verstört betete ich darum, dass es aufhören solle, doch mein Gebet ging in diesem innerlichen, unerträglichen Lärm einfach unter. Nach einer Stunde des Gebets hörte ich dann aber von weitem die Orgel dröhnen und schlief ein.